Morgen-Ausgabe
No. 121 — 59. Jahrgang

Berliner Volks-Zeitung

Viertes Beiblatt
Sonntag, 12. März 1911

Ostermesse in Leipzig.

Von
Max Krell.

[Nachdruck verboten.]

Köln hat seinen Karneval, München seine Oktoberwiese, Leipzig seine Messen — jedes seine Poesie. Man soll nicht sagen, daß die Messen ohne Poesie sind. Gewiß bedeuten sie auch heute noch den Kulminationspunkt des mitteleuropäischen Geschäfts- und Handelslebens — und Geschäft und Poesie haben gemeinhin wenig miteinander zu tun. Aber wer einmal — zum ersten Male vielleicht — im März durch die Straßen der alten Peißestadt schlendert, der glaubt mitten hineingeraten zu sein in den bunten Trubel einer Feststadt, in das leuchtende Farbenspiel hochzeitlichen Gepränges. Das flitternde jahrmarkthafte Treiben, das sich durch diese Tage gießt, das Auf- und Abgewoge der nach Tausenden zählenden Menschenmassen ist sogar von einer eigenartig bestrickenden Poesie. Dazu das Sprachengewirr, das Nationalitätengemisch: vom vielverulkten „Meßonkel" aus der Provinz bis zu dem Großhändler von der Seine, aus Stockholm und Polen; vom hellsten germanischen Blond bis zum tiefsten hunnischen Ocker.

Mir sind die Tage der Leipziger Ostermesse stets als ein großer „Geschäftskarneval" erschienen. In der Fülle von Farben und Tönen, im Auf- und Niederfluten nie endenwollender Menschenströme, im unaufhörlichen Wechsel von Bildern und bildhaften Eindrücken stehen sie den Münchener und Kölner Festwochen sicher nicht nach. Nur eines fehlt, was jenen den besonderen Reiz verleiht, die ungebundene, tollende und jubelnde Ausgelassenheit, die ja dem rheinischen und süddeutschen Blut so eigen und selbstverständlich ist, wie sie es dem mitteldeutschen fremd und sogar unbegreiflich ist. Der Leichtsinn fehlt, der Gott der Sorglosigkeit. Und das absichtliche Lärmen. Eine gewisse schwere, tönende Ruhe — nur hier und da vom Leierrhythmus eines Phonographen, einem Autotöffen oder marktschreierischen Ausrufen unterbrochen — liegt über diesen sich ewig durcheinanderschlingenden Menschenketten. Aber freilich: es gilt ja auch nicht dem Vergnügen, sondern dem Geschäft, daß man hier zusammenströmt. Es ist Lebensernst, der durch die Masse pulst. Soziale, wirtschaftliche Fragen spielen jetzt die Hauptrollen, und nicht der Bajazzo mit der Faschingspritsche.

Karnevalsbuntheit! Alles in Bunt und leuchtende Farben getaucht. Schon das äußere Habit der engen, volkbelebten Straßen. Die hohen und ernsten Giebelhäuser der alten Stadt haben ein Harlekinkleid angetan aus bunten Wimpeln und Schildern. Riesige Plakate mit großen Lettern schreien der Menge Namen und Waren ihrer Händler zu, weisen dem suchenden Kaufmann schon von fernher den Weg. Leinen und Bänder spannen sich von Giebel zu Giebel über die Straße, an denen — wie im Reich der Mitte — lange Tuchfahnen herniederwallen und in einer fast hieroglyphisch steilen Schrift von lockenden Angeboten und wunderbaren Erfolgen künden. Eine unendliche Zahl kleiner, in allen Farben schillernder Orientierungstäfelchen spießt aus den Häusermauern heraus — eins stets über oder neben dem anderen, als seien sie ganz plötzlich dort herausgewachsen oder hinangeklettert bis dicht unter den Sims.

Aus den Schauläden sind die Ausstellungen der Einheimischen verschwunden und haben den in massiger Fülle aufgebauten Meßmustern der Fremden Platz gemacht. Nur mühsam findet sich das Auge in diesen Warenbergen zurecht. Und nur zu bald geht es ihm wie in einem vollgepfropften Museum: es vermag den Reichtum und die Wucht der Eindrücke nicht mehr zu fassen und muß sich müde senken. Wieder irrt es über die wogende Menge der Schaulustigen und der Geschäftseifrigen. Auch hier leuchtet die bunte Fülle der erdenklichsten Farben auf: die Kleidung der Landbevölkerung in den von ihr geliebten grellen Dissonanzen; die modischen Gewänder der Stadtleute, die Lumpen der Bummler und — last not least — ein paar glitzernde Uniformen. Jahrmarktsbunt! Aber es ist doch etwas anderes als ein Jahrmarkt, etwas anderes als jene Jahrmärkte, die internationalen Revuen des Weltfleißes. Es ist eine originelle Vielgestaltigkeit, die wie mit einem Zauberschlag auf den drei Hauptstraßen (Peters-, Grimmaische Straße und Neumarkt) emporwächst und alles in seinen Bann fordert. Diese sonst gewiß belebten, aber nicht gerade großstädtisch durchhasteten Straßen tragen mit einem Male ein weltstädtisches Gepräge. Selbst jener ganz bestimmte Geruch aus Benzin und den feinsten und ordinärsten Parfüms der halben und der Halbwelt, den die Berliner Friedrichstraße zu einigen Tagesstunden kennt, taucht hier auf.

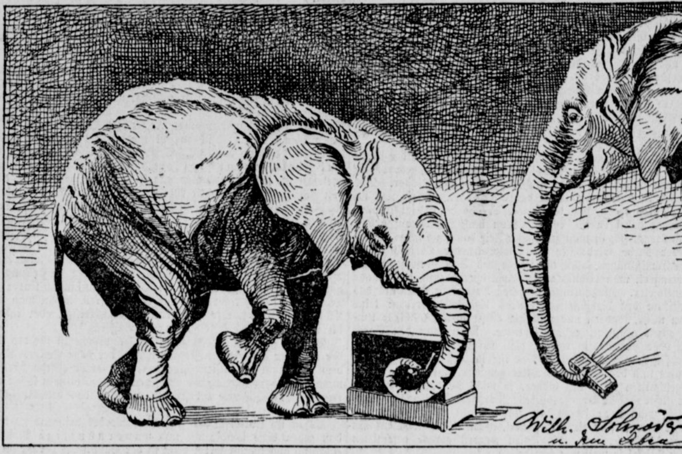
Den Höhepunkt eines jeden Meßtages bildet der Umzug, auch wieder eine Karnevalsparallele. Die wandelnde Reklame agiert hier ein Schauspiel, das, wenn es auch in erster Linie den herzugereisten Einkäufern die neuesten Errungenschaften der einzelnen Geschäftszweige ad oculos demonstrieren soll, doch eine ganz ausgezeichnete, unterhaltende Volksbelustigung darstellt. In kaum endendem Zuge kreist eine angeworbene Menge von Messengerboys, so-und-so-farbigen Radlern, Dienstmännern, Geschäftsdienern, eleganten Sandwichmen (mit und ohne Witz auf dem Rücken) und Arbeitslosen den vorgezeichneten Weg und tragen die Reklametafeln großer und kleiner Firmen — oft in zahreichen Wiederholungen — umher, mit mehr oder minder guten Späßen Aufmerksamkeit heischend. Allerhand Gebrauchsgegenstände in übertriebenen Dimensionen, mechanische Puppen, Zeppelinballons auf Wagen, Nachbildungen bekannter einheimischer Geschäftshäuser, ausgestopfte Tiere, brennende Christbäume und was weiß ich alles werden dazwischen mitgezogen. Vom Neuesten das Allerneueste! Träger und Fahrer teilen Prospekte unter das Publikum aus, und — es ist eigentlich seltsam —: das Publikum, das all diese weißen, blauen, roten und gelben Zettel in den Papierkorb werfen würde, kämen sie als Dreiersachen ins Haus geflogen, das reißt sich um die bunten Papierfetzen wie um sensationelle Extrablätter in aufgeregten Zeiten. Die Herren, die nicht gerade Kaufleute sind, werfen sie wohl fort oder stecken sie zerknüllt in die Paletottasche. Aber bei Frauen, jungen Mädchen und Kindern bricht eine wahre Sammelwut aus. Die Reklame feiert Triumphe. Während der Messe könnte man sie beinahe identisch nennen mit der Ware, der sie dient, die sie nach außenhin vertritt. Wie die Ware selbst muß auch sie bestrebt sein, unaufhörlich vorwärtszuschreiten, das Neueste sich dienstbar zu machen. Deshalb muß sie alles in ihren Bereich ziehen, was auf künstlerischem, technischem, gewerblichem und nach politischem Gebiete Neuerungen und markante Ereignisse zeitigte. Und die Reklame tut es mit heiligem Ernst und noch heiligerem Spott. Zeppelin, Dernburg, Roosevelt, Oldenburg-Januschau mit seinem Leutnant und den zehn Mann, Sven Hedin, Cook und Peary — alle haben sie in den letzten Jahren mit ihrer Persönlichkeit für die Reklame herhalten müssen. Und was Zeitungen, Zeitschriften und Prospekte im kleinen tun, das zeigt in einer geradezu imposanten Uebersicht der lange Meßzug.

So geht es in buntem Gewoge bis in den Abend hinein und länger, bis nach Mitternacht flutet und ebbt die Menge, nach offiziellem Ladenschluß (8 Uhr) noch verstärkt durch das Handlungspersonal, das nun seinerseits etwas sehen will. Darum herum natürlich die Kinder mit strahlendem Auge ob so vieler Neuigkeit, und das Volk, die schaulustigen Gaffer — und dann, wie sagt doch Liliencron: „Und dann die kleinen Mädchen . . ."; natürlich die Mädchen in allen Fassons . . . In den Lokalen stauen sich die Hungrigen. Geschäfte werden perfekt gemacht und — begossen. Und danach — wir sind so recht im Herzen Deutschlands — tritt der Skat in sein Recht. An allen Ecken und Enden der Stadt, aus den verlorensten Kneipen tönt nun das Hämmern der Skatenden. Der brave Altenburger bewährt auch hier seine Kraft: anzufreunden.

Am zufriedensten sind in diesen Tagen wohl die Zimmervermieterinnen, jene unzähligen Frauen aller Schichten, die teils aus Geldabsichten, teils aus anderen ein mehr oder minder freundliches Zimmer abzugeben haben. Ueberall zeigen die gelben Kartons mit der stereotypen Aufschrift „Garçonlogis" dem Fremden die Wege. Lächelnden Antlitzes empfängt ihn die Wirtin, der ein „Meßonkel" stets willkommen ist. Die Buden stehen leer (die Studenten feiern bereits), und so ein Meßfremder ist ein guter Zahler, der obendrein etwas springen läßt und dies oder jenes Geschenk aus den Mustern seines Lagers zurückläßt. Mir zeigte einmal eine solche Frau einen Glasschrank, der von unten bis oben vollgepfropft war mit an und für sich wertlosen Nippes, die sie im Laufe der Jahre von ihren Mietern eingeheimst hatte. Er war ihr Augapfel, ihr Alles.

Draußen im Rosenthal, im Albertpark regt sich der erste junge Frühling. Noch lugt kein Grün durch die kahlen Sträucher und Bäume. Hier und da hüpft eine Schwarzamsel mit munterem Gepiep. Raschelndes, fauliges Herbstlaub deckt noch die Wege, auf denen der letzte Winter flieht. Freudig und mit erstem wärmenden Schein

Marys Frühlingskonzert im Zoo.



Der Berliner Zoologische Garten beherbergt zurzeit zwei Vertreter der Gattung Elephas, und zwar ein Männchen aus Indien, **Elephas indicus** und ein Weibchen aus dem Sudan, **Elephas africanus**. Beide Gattungen unterscheiden sich sehr von einander. Während man vom indischen Elefant behaupten kann, daß sein Körper anmutiger und gerundeter ist, ist derjenige des afrikanischen häßlicher, markanter, proportioniert durchgearbeitet. Der Schwanz ist kürzer als beim indischen, der Rüssel länger, dünner und von vorn nach hinten zusammengedrückt. Die sehr großen Ohren stoßen im Genick zusammen, sind an den Rändern umgelegt und werden in der Erregung weit ab vom Kopf gestellt. Während der indische Elefant gut gestellte, säulenartige, gleich starke Beine hat, ist unser Afrikaner — unterstellig — mit zusammengeschobenen Beinen, an denen die Zehen scharf abgeschnürt sind. Zu erwähnen ist noch die flache Stirn und der gekrümmte Karpfenrücken des Afrikaners im Gegensatz zum Indier, der doppelt gewölbte Stirn und geraden Rücken besitzt.

Der indische Elefant lebt gesellig in den Wäldern Ceylons und Indiens. Wird gezähmt und gezüchtet. Findet in Krieg und Frieden zu allen möglichen Arbeiten Verwendung. Der afrikanische Elefant lebt in der Sahara bis zum Kap. Er liefert Elfenbein und genießbares Fleisch, ist schwieriger zu zähmen und nicht ganz so intelligent. Jedoch entwickelt sich die Intelligenz schnell im Umgang mit dem Menschen. Dann ist er zu allen möglichen Künsten zu gebrauchen. Es beweist ja auch die Tatsache, daß die afrikanischen Elefanten mit Vorliebe in den Zirkussen zur Dressur herangezogen werden und Hervorragendes leisten.

Unsere im Bilde dargestellte Elefantin Mary ist einer der letzten Sudanelefanten, die aus den Zeiten der Hagenbeckschen Nubierkarawanen übrig sind. Durch die Hahdikriege wurde der Sudan für den Tierhandel geschlossen. Seit jener Zeit ist der afrikanische Elefant in zoologischen Gärten selten geworden.

Unsere „Mary" wurde als junges Fräulein noch von Wagner dressiert, war sehr gelehrig und inallen Künsten firm, als da sind: Notenlesen, Leierkastenspielen in Verbindung mit Becken- und Paukschlagen, Mundharmonikablasen, Dreiradfahren und dergleichen mehr. So also vorbereitet für's Leben kam Mary in die Hände Hagenbecks, um im Jahre 1887 in den Besitz unseres Zoologischen Gartens überzugehen. Sie gehört also mit zum eisernen Bestand des Gartens und manch einer wird im Laufe der Zeit ihre Künste bewundert haben. Jedoch, auch Marys Kunstsinn hat im Lauf der Jahre eine andere Richtung genommen. Sie hat sich eine kolossale Virtuosität angeeignet, mittelst des bekannten Hofknixes und Kratzfußes dem Publikum die zur eigenen Atzung mitgebrachten Butterbrote auszulotsen, und wohlgefällig in ihr anmutiges Mäulchen verschwinden zu lassen. Für Geldstücke ist Mary sehr empfänglich, sobald dieselben bei ihrem lieben Pfleger, dem Wärter Schiller in Brot umgesetzt werden. Bei Abwesenheit des Wärters kommt es ihr allerdings oft in den Sinn, die Geldstücke dem Publikum beharrlich wieder ins Gesicht zu blasen. Hin und wieder, namentlich sonntags, bekommt Mary sentimentale Anwandlungen, dann greift sie zur Mundharmonika oder entlockt mit sanftem Gefühl dem Leierkasten schluchzende Töne.

Der zerstörende Einfluß nervöser Beschwerden

auf das Aeußere des Menschen ist groß. Die Neigung, jedem Schmerzgefühl, jeder „nervösen Stimmung" durch entsprechende Bewegung der Gesichtsmuskeln Ausdruck zu geben, führt zu

vorzeitiger Falten- und Runzelbildung

und zu einem auch das schönste Gesicht allmählich entstellenden unruhevollen Gesichtsbilde. Die durch die Nervosität in Mitleidenschaft gezogenen Verdauungsorgane funktionieren mangelhaft und bewirken Abmagerung, die Bildung scharfer, eckiger, welker Gesichtszüge, eine fahle, blasse Gesichtsfarbe, Mitesser, Pusteln und andere Unreinheiten des Teints, Schwächung des Haarwuchses, müde Haltung usw., kurz:

eine Reihe von Schönheitsmängeln,

deren Beseitigung mit äußerlich anzuwendenden Mitteln erfolglos bleiben muß, solange nicht von innen heraus mit einer Verjüngungs- und Auffrischungskur ganze Arbeit getan wird.

* * *

Eine solche Kur ist die Biomalz-Kur. Die gesamte Verdauungstätigkeit erhält durch den Biomalzgenuß eine mächtige Anregung und Förderung. Blut- und Säftestockungen werden behoben, angesammelte Schlacken nach und nach entfernt. Der Nervensubstanz wird zudem durch Biomalz ein leicht assimilierbarer Nerven-Nährstoff zugeführt, der die Nerven erfrischt und belebt und äußeren Eindrücken gegenüber weniger empfindlich macht.

Nach dem Verbrauch einiger Dosen wird die Wirkung des Biomalz-Genusses naturgemäß auch äußerlich sichtbar. Insbesondere wird

die Gesichtsfarbe frischer

und rosiger, der Teint reiner. Bei mageren, in der Ernährung heruntergekommenen Personen macht sich eine Hebung des Appetits, des Gewichts und eine mäßige Rundung der Formen bemerkbar, ohne daß überflüssiger und lästiger Fettansatz die Schönheit der Formen beeinträchtigt.

* * *

Man hat Biomalz konzentriertes Sonnenlicht in Büchsen genannt. Und in Wahrheit: Es scheint diesem edlen Malzprodukte eine dem Sonnenlicht vergleichbare

sieghafte verjüngende Kraft

innezuwohnen, die nicht nur Nervösen zugute kommt, sondern allen, die durch Krankheit, überanstrengendes Arbeiten usw. heruntergekommen, blutarm oder bleichsüchtig sind, unter Verdauungsbeschwerden, Lungenkrankheiten usw. leiden. Für Wöchnerinnen und stillende Frauen ist es ebenso unentbehrlich wie für alternde Personen; Kinder, namentlich blasse und solche, die den Anstrengungen in der Schule nicht gewachsen sind, nehmen Biomalz mit vorzüglichem Erfolg zur Stärkung sowie zur Beförderung des Knochenwachstums.

* * *

. . . Meine Frau hat Biomalz sehr gern genommen, und es war eine erfreuliche, besonders sehr rasche Gewichtszunahme und blühendes Aussehen erfolgt. Dr. med. W.

Biomalz ist von Professoren und Aerzten glänzend begutachtet und im ständigen Gebrauch vieler Königl. Kliniken. Dose nur 1 Mk. und 1.90 Mk. in Apotheken, Drogenhandlungen und Reformhäusern. Manche Wiederverkäufer empfehlen aus eigennützigen Motiven etwas anderes als angeblich „ebenso gut". Wie seltsam! Wenn ein beliebiges anderes Produkt „ebenso gut" wäre, warum nehmen dann Professoren und Aerzte, Königl. Kliniken, Rennfahrer, Hungerkünstler Biomalz und nichts anderes! Man lasse sich nicht beirren und wende sich lieber, wo nicht erhältlich, an die unterzeichnete Fabrik, die die nächste Bezugsquelle nachweist.

Prospekt nebst Kostprobe versendet völlig kostenlos:

Chem. Fabrik Gebr. Patermann, Friedenau-Berlin 92.